

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Harksen, Verena C.
Die Westentaschenvenus

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

I. KAPITEL

Sophia Dukakis lernte die Gräfin Anna Eleonora dadurch kennen, dass die beiden Damen vor dem Eingang des Aldi-Marktes in der Raimundstraße aufs Heftigste aufeinander prallten. Dabei platzten jeweils vier Kartons mit Tomatensaft. Sophia, kleiner und leichter als Anna, verlor das Gleichgewicht und setzte sich in die rote Pfütze. Die hoch gewachsene Anna schwankte nur, während sich ein großer blutähnlicher Fleck auf ihrer Brust ausbreitete. Sie fand gleich wieder Halt und starrte bestürzt auf das Unglück zu ihren Füßen.

»Bitte entschuldigen Sie vielmals, ich habe nicht aufgepasst«, sagten die beiden wie aus einem Munde, verstummten erschrocken und fuhren wie im Chor fort: »Ich komme immer wegen des guten Tomatensafts hierher.«

Sie sahen einander an und brachen in Gelächter aus. Anna streckte die Hand aus und half Sophia auf. Auf dem Betonboden breiteten sich zwei aus geborstenen Kartons und Sophias geplatzter Tüte quellende Seen aus, die langsam ineinander flossen. Sophia betastete ihr Hinterteil. Es war kalt und feucht und tat weh. »Wie gut, dass ich rote Hosen an habe«, erklärte sie mit dem Ausdruck plötzlichen Erkennens.

»Ja, das war sehr vorausschauend«, erwiderte Anna zustimmend. »Wissen Sie, ich hatte es so eilig, dass ich Sie völlig übersehen habe.«

»Und ich bin abrupt stehen geblieben, weil mir einfiel, dass ich noch Brot brauche. Es tut mir wirklich sehr Leid.«

»Mir auch. Sollten wir jetzt nicht wieder reingehen und neuen Saft kaufen? Und dann trinken wir eine Tasse Kaffee zusammen. Ich lade Sie ein, schließlich habe ich Sie umgerannt. Ich gebe Ihnen dann auch meine Adresse, wegen der Reinigungsrechnung und falls Sie sich verletzt haben sollten.«

»Aber Sie haben es doch eilig«, wandte Sophia zögernd ein.

»Ach was. Alles nicht so dringend.«

Sophia warf zum ersten Mal einen genaueren Blick auf die andere Frau. Das Anschauen lohnte sich. Anna war eine große, schlanke, elegant gekleidete Honigblonde, die jederzeit als Filmstar Arbeit gefunden hätte. Sophia schätzte sie auf etwa dreißig Jahre. In dem schmalen, von einem strengen Pagenschnitt umrahmten Gesicht leuchteten Augen von ungewöhnlich intensivem Veilchenblau über einer klassischen Nase und einem breiten, vergnügten Mund. Die sichtlich teure helle Kamelhaarjacke, die nicht ganz zugeknöpft gewesen war, der gleichfarbige dünne Rollkragenpullover und der smaragdgrüne Seidenschal zeigten deutliche Tomatensaftspuren, die sich in der schwarzen Hose verliefen. Nur die ebenfalls kostspielig wirkende kleine Umhängetasche war verschont geblieben.

Sophia fragte sich, wieso eine derart noble Dame bei Aldi einkaufte. Aber schon fuhr die andere fort: »Und damit Sie wissen, wer Sie niedergestreckt hat – ich heiße Anna Rocca-rossa, wohne in der Grommetstraße und bin eine nicht berufstätige Hausfrau.«

Sophia seufzte. »Das wäre ich manchmal auch gern. Ich arbeite als Buchhändlerin, mein Name ist Sophia Dukakis,

und ich wohne in der Raabestraße. Wenn ich mal früher Schluss habe, steige ich immer am Dornbusch aus der U-Bahn und laufe hierher zum Einkaufen.«

»Wegen des Tomatensaftes?«

»Ja, aber nicht nur. Buchhändlerinnen sind nicht besonders wohlhabend, wissen Sie.«

Die andere nickte. »Ja, das kann ich mir vorstellen. Aber sagen Sie doch bitte – sind Sie Griechin?«

Sophia grinste. »Sieht man das denn nicht?«

Anna musterte sie.

Die Buchhändlerin war sehr klein, kaum über einen Meter fünfzig, ein bisschen mollig und an den richtigen Stellen hübsch gerundet. Sie hatte kurz geschnittene, flachblonde Haare, sehr helle Haut mit ein paar niedlichen Sommersprossen, die selbst im Winter nicht verblasst waren, und porzellanblaue Augen. Das runde Gesicht mit der kurzen Nase und dem kecken Kussmund verlieh ihr das Aussehen eines vorwitzigen Puttos. Sie trug einen langen, schwarzen Anorak und rote Jeans. Ihre unerwartet tiefe und ein wenig heisere Stimme pflegte bei den männlichen – und auch bei manchen weiblichen – Kunden der Buchhandlung ein angenehmes Kribbeln hervorzurufen, wovon Sophia freilich nichts ahnte, ebenso wenig wie von der Wirkung ihrer sonstigen Reize. Sie selbst fand sich zu klein, zu blass und farblos, und mit ihrer Figur war sie auch unzufrieden. Zu viel Busen, zu viel Po und eine deutlich markierte Taille – mit solchen Formen hatte man heutzutage keine Chance. Knabenhaft musste man sein! Wimmelte es nicht überall von jungen, hundsmaageren, ätherisch wirkenden Mädchen und Frauen? Sophia hatte sich schon mehrfach auf strenge Diät gesetzt, nicht,

weil sie zu dick war, sondern, um ihre Silhouette zu ändern. Aber was immer sie tat, das Weibliche an ihr blieb unübersehbar. In den letzten Monaten hatte sie sich allmählich damit abgefunden. Die Natur hatte sie eben nicht als Elfe geschaffen.

Im Übrigen war sie fünfundzwanzig, allein stehend und im Wesentlichen optimistisch.

Anna schüttelte den Kopf. »Nein, man sieht es nicht. Aber ich wirke ja auch nicht direkt italienisch.«

Mit vier neuen Packungen Tomatensaft und einem kleinen Mischbrot, alles sorgfältig in zwei Kartons verstaut, verließen die beiden Frauen kurz darauf den Markt. Anna führte Sophia zu einem kleinen grünen BMW, legte die Einkäufe in den Kofferraum und öffnete die rechte Tür.

»Steigen Sie ein! Ich denke, wir fahren zu mir nach Hause. Da können Sie Ihre Sachen trocknen, ich koche uns einen Kaffee, und wir erholen uns von dem Schrecken.«

Sophia zögerte. »Ich weiß nicht ... wir kennen uns doch gar nicht. Außerdem habe ich ein patschnasses Hinterteil.«

»Das macht nichts. Wir legen eine Decke unter. Ich bin eine ehrbare Frau, der Sie sich getrost anvertrauen dürfen. Schließlich schulde ich Ihnen etwas.«

Es war ein kalter, grauer Januarnachmittag. Ein feuchter Wind blies über den Parkplatz, und es sah nach Schnee aus. Sophia fröstelte.

»Nun machen Sie schon«, forderte Anna sie auf, holte vom Rücksitz eine ziemlich schäbige, dunkel karierte Decke und legte sie auf den Beifahrersitz. »Sie müssen schnellstens ins Warme.«

Sophia gehorchte ohne weitere Einwände. Noch etwas benommen von ihrem Sturz, stieg sie vertrauensvoll zu ihrer neuen Bekannten ins Auto und ließ sich entführen.

Wenige Minuten später hielt der BMW vor einer kleinen Villa in einem für Frankfurter Stadtverhältnisse erstaunlich großen Garten, den eine Feuerdornhecke vor neugierigen Blicken schützte. Auf einem kleinen Schild am Eingang stand der Name Roccarossa. Anna öffnete mit der Fernbedienung das Tor und stellte das Auto vor die ans Haus angebaute Doppelgarage.

»Endstation!«

Sophia zerrte sich die klebrige Decke vom Hinterteil und stieg aus. Anna holte ihren Karton aus dem Kofferraum und sagte: »Ihre Sachen lasse ich drin, ich fahre Sie dann nach Hause.«

Die Villa, ein schlichter, kantiger Bau aus den zwanziger Jahren, war hellgrau gestrichen und dunkelgrau abgesetzt. Sie hatte ein Schieferdach, mehrere Balkone und große Fenster. Anna führte Sophia in ein Badezimmer im ersten Stock und brachte ihr eine dunkelblaue Hose. »Hier, Sie können Sie ja hochschlagen. Dann trinken wir Kaffee, und inzwischen trocknet Ihre Hose hier auf der Heizschlange. Wenn Sie fertig sind, gehen Sie einfach nach unten ins Wohnzimmer. Ich ziehe mich auch schnell um.«

Sophia stellte betrübt fest, dass die schöne Hose zwar viel zu lang, aber durchaus nicht zu weit war. Sie krepelte den Saum energisch um, kämmte sich, stellte zufrieden fest, dass ihr hellgrauer Pullover nichts abbekommen hatte, und stieg mutig die Treppe hinunter.

Anna, jetzt in olivgrünen Jeans und einem rostroten Polohemd, wartete bereits. »Der Kaffee läuft gerade durch. Inzwischen mache ich Sie mit der Familie bekannt.«

Das Wohnzimmer im Erdgeschoss war weitläufig und ging an der Rückseite des Hauses in einen großen Wintergarten mit Glasdach über, der dem Raum trotz des trüben Winterwetters Licht und Helle gab. Links führte eine offene Schiebetür in ein Esszimmer, das ebenfalls auf den Wintergarten mündete. Daneben lag ein kleineres Arbeitszimmer. An einem großen Schreibtisch mit mehreren Computern, Druckern, Telefon- und Faxgeräten saß ein Mann, der jetzt aufstand und auf die Frauen zukam.

»Mein Mann, Vittorio Roccarossa«, stellte Anna vor. »Vittorio, das ist Sophia Dukakis, das Opfer meines Tomatensaftes.«

»Bitte verzeihen Sie meiner Frau.« Herr Roccarossa, ein kleiner, elegant gekleideter Herr, drückte vorsichtig Sophias Hand und deutete eine Verbeugung an. »Sie ist ein bisschen stürmisch.«

»Nein, nein«, wehrte Sophia ab. »Ich bin genauso schuld. Wäre ich nicht plötzlich stehen geblieben, wären wir auch nicht zusammengestoßen.«

Herr Roccarossa schüttelte den Kopf. »Ich kenne doch meine Anna.«

Sophia fand ihn sympathisch. Er war kaum einen halben Kopf größer als sie selbst, hatte schon etwas schütteres, braun-gewelltes Haar, braune, freundliche Augen hinter einer schmalen Brille und eine große Nase. Sein Mund war so breit und fröhlich wie der seiner Frau, und er besaß auffallend schöne, schmale und langfingrige Hände. Sophia dachte, er müsse mindestens zehn Jahre älter sein als Anna.

»Ich hole den Kaffee«, sagte diese jetzt. »Vittorio, drüben am Kamin ist gedeckt. Stell Frau Dukakis bitte den Rest der Familie vor.«

Das Wohnzimmer war mit klassischen skandinavischen Teakholzmöbeln im Stil der sechziger Jahre eingerichtet und sehr gemütlich. An den Wänden wechselten Bücherregale mit Glasschränken, in denen große bunte Fayencen – Teller, Platten, Schalen und bauchige Vasen – ausgestellt waren. Die vorherrschenden Farben waren Teakbraun und Beige. Auf dem Parkettboden lagen nur ein paar kleine Brücken in natürlichen Rottönen. Ein paar Stiche und nachgedunkelte Ölbilder ergänzten die sparsame Möblierung.

Vittorio Roccarossa führte Sophia zur gegenüberliegenden Seite des Raums. Dort brannte ein freundliches Feuer im Kamin. Rechts und links davon standen in zwei besonders schönen, deckenhohen Vitrinen weitere bemalte Tongefäße.

»Das ist mein Hobby«, erklärte Annas Mann. »Ich sammle alte Fayencen. In Italien gibt es viele prachtvolle Stücke, aber ich habe auch französische, flämische und deutsche. Sind sie nicht wunderbar?«

Sophia trat an eine der Vitrinen und betrachtete ehrfürchtig zwei große Platten, die in verschiedenen leuchtenden Blautönen bemalt waren. Sie zeigten weite Landschaften mit Bäumen, Kühen und Pferden. Ihre breiten Ränder waren mit Blumen und Früchten verziert.

»Das sind Stücke aus Belfast, spätes siebzehntes Jahrhundert. Die Farben sind so frisch wie am ersten Tag. Und das da oben«, er deutete auf zwei rundliche Vasen, die mit Vergissmeinnicht bemalt waren, »ist etwas wirklich Seltenes:

Zerbster Fayencen, Mitte achtzehntes Jahrhundert. Von denen gibt es nur noch ganz wenige.«

Seine Begeisterung war nicht zu übersehen, und Sophia begriff, dass es um sein Lieblingsthema ging. Sie verstand nichts von Fayencen, wusste aber, dass man Wissen, Geld und Zeit brauchte, um eine so kostbare Sammlung zu schaffen, und sie nahm sich fest vor, in der Buchhandlung nach einschlägiger Literatur zu suchen und sich zu bilden.

»Aber bitte nehmen Sie doch Platz.« Er führte sie zu einem Sessel. »Und das hier sind Tarquinius und Tanaquil.«

Erst jetzt bemerkte Sophia, dass auf einem Teppich vor dem Kamin zwei gewaltige Hunde lagen, die sich bisher nicht gerührt hatten. Als sie ihre Namen hörten, klopfen sie antwortend mit den Schwänzen, und der größere Hund gähnte und entblöbte ein Ehrfurcht gebietendes Gebiss.

»Sie brauchen keine Angst zu haben«, versicherte Herr Roccarossa. »Es sind die reinsten Lämmer.«

Langsam standen die Tiere auf und kamen näher. Sophia erkannte, dass es sich um ein Pärchen handelte. Der Rüde war gute siebzig Zentimeter hoch, die Hündin etwas kleiner. Im Gegensatz zu ihrem Gefährten war sie außerordentlich dick. Sie hatte ein einfarbig rötliches Fell, während der Rüde oben schwarz und an Kopf und Beinen lohfarbig gezeichnet war. Beide hatten lange, tief herunterhängende Schlappohren, faltenreiche Gesichter und rot unterlaufene, tiefdunkelbraune Augen.

Schwanzwedelnd beschnupperten sie Sophias Knie.

»Tarquinius ist der Rüde, und sie heißt Tanaquil«, erläuterte Herr Roccarossa. »Sie haben etruskische Namen, weil sie von etruskischen Vorfahren abstammen. Zumindest

stelle ich mir das so vor – genau weiß man es natürlich nicht.«

»Darf man sie streicheln?«, fragte Sophia.

»Aber gern.«

Vorsichtig strich Sophia über die schweren Köpfe und langen Rücken. Die Hunde brummen wohligh und drängten sich an sie.

»Und was sind es für Hunde?«, fragte Sophia. »Ich meine, welche Rasse? Ich habe diese Sorte noch nie gesehen.«

»Es sind Bluthunde.«

Sophia zuckte zusammen und zog unwillkürlich die Hände zurück. »Bluthunde?«, wiederholte sie mit schwacher Stimme.

Herr Roccarossa lachte. »Ich weiß schon, was Sie denken. Sie stellen sich unter einem Bluthund ein wildes, blutdürstiges Ungeheuer vor. Aber der Name kommt nur daher, dass es sich um Hunde von Geblüt, das heißt von altem Adel handelt. Manche sagen auch, er komme von der ungemein feinen Nase des Hundes, der auf der Jagd das Blut der lebenden Beute riechen könne. Ich halte das für Unsinn, denn selbst eine Bluthundwitterung ist nicht so scharf. Außerdem sind Bluthunde zwar erstklassige Spürhunde, aber keine Hetzhunde.«

Er zupfte zärtlich an den langen Ohren, und die Hunde gaben ein liebevolles Knurren von sich.

»Aber ich dachte immer, Bluthunde wären Kampfhunde?«

»Ja, das ist ein weit verbreiteter Irrtum, der auch schwer auszuräumen ist, denn es gibt in Europa so wenig Vertreter der Rasse, dass die Leute sich gar nichts mehr darunter vor-

stellen können. Wenn sie dann den Namen hören, bekommen sie Angst. Dabei sind Bluthunde ganz besonders friedfertige, hochsoziale und gutmütige Tiere. Meine Familie hat immer welche gehabt, und niemals hat ein Hund Mensch oder Tier verletzt. Selbst auf der Jagd spüren sie das Wild nur auf und verbellen es, ohne ihm etwas anzutun.«

Anna kam mit dem Kaffee. »Tanaquil und Tarquinius sind wirklich lieb. Ihr einziger Nachteil ist, dass sie sich für Schoßhündchen halten und am liebsten mit einem von uns auf dem Sofa liegen und ständig gestreichelt werden möchten. Sie sind übrigens ein berühmtes Paar, das schon viele Preise gewonnen hat. Tanaquil hatte zweimal Junge. Sie ahnen ja nicht, wie viele Welpen Bluthunde bekommen! Beim ersten Wurf waren es acht, beim zweiten zwölf, alle gesund und munter. Zum Glück haben wir für alle gute Besitzer gefunden. Bluthunde sind so selten, dass es für schöne Welpen lange Wartelisten gibt.«

Sophia musterte Tanaquil, die sich gerade schnaufend wieder hingelegt hatte. »Kann es sein, dass sie jetzt auch Nachwuchs erwartet?«

Anna wirkte so stolz, als sei sie selbst die werdende Mutter. »Ja. Wahrscheinlich schon in vierzehn Tagen. Wir sind mächtig gespannt, wie viel es diesmal werden, sie ist nämlich ungewöhnlich rund.«

Sie goss Kaffee ein und bot Milch und Zucker an. Tarquinius setzte sich dicht neben Sophia, die Augen fest auf den Gebäckeller gerichtet.

»Geben Sie ihm nichts«, warnte Anna. »Die beiden betteln schamlos, aber sie dürfen nicht zunehmen. Sie haben in